

Jugendarbeit mit anstößigen und mit ausgegrenzten Jugendlichen - konzeptionelle Orientierungen, Spannungsfelder und Handlungsbedarfe

(Vortrag auf dem 15. Forum Kinder- und Jugendarbeit des Landesjugendamtes Niedersachsen am 9. Januar 2006 in Hohegeiß/Harz)

Vorbemerkung

Nachdem Irina Bohn im ersten Referat empirische Grundlagen präsentiert hat, soll ich jetzt konzeptionelle Orientierungen für die Jugendarbeit entwerfen. So jedenfalls das Programm dieser Veranstaltung. Vielleicht ist einigen von Ihnen dabei aufgefallen, dass die Formulierung des Programms dafür einen fundamentalen Perspektivenwechsel vorgibt: Im ersten Vortragstitel wird von „problematischen Lebenslagen bei Jugendlichen“ gesprochen. Und im Titel für meinen Vortrag sind aus diesen „problematischen Lebenslagen“ ganz plötzlich „problematische Jugendliche“ geworden. Was da steht - in diesem Falle wahrscheinlich versehentlich -, das ist gängige Praxis in unserer Gesellschaft. Da werden immer wieder gesellschaftliche Problemlagen umdefiniert in Jugendprobleme, um sie dann im zweiten Schritt den Pädagoginnen und Pädagogen hinzuschieben. Und wehe, die kriegen dann die Probleme nicht in den Griff. Dann haben *sie* versagt.

Ich habe mir inzwischen andere Begriffe angewöhnt als der Flyer für diese Veranstaltung verwendet. Statt von problematischen Lebenslagen spreche ich – in Anlehnung an den 11. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung (2002) - lieber von den jeweiligen Bedingungen des Aufwachsens. Und was die Kinder und Jugendlichen selbst angeht, da spreche ich inzwischen – in Anlehnung an den Wiener Randkulturforscher Girtler (Girtler 1995) – bevorzugt von anstößigen Jugendlichen, also von Menschen, die häufig Anstoß erregen – warum auch immer. Und wie wichtig oder unwichtig auch immer der Grund sein mag. Entscheidend ist erst einmal das subjektive Empfinden.

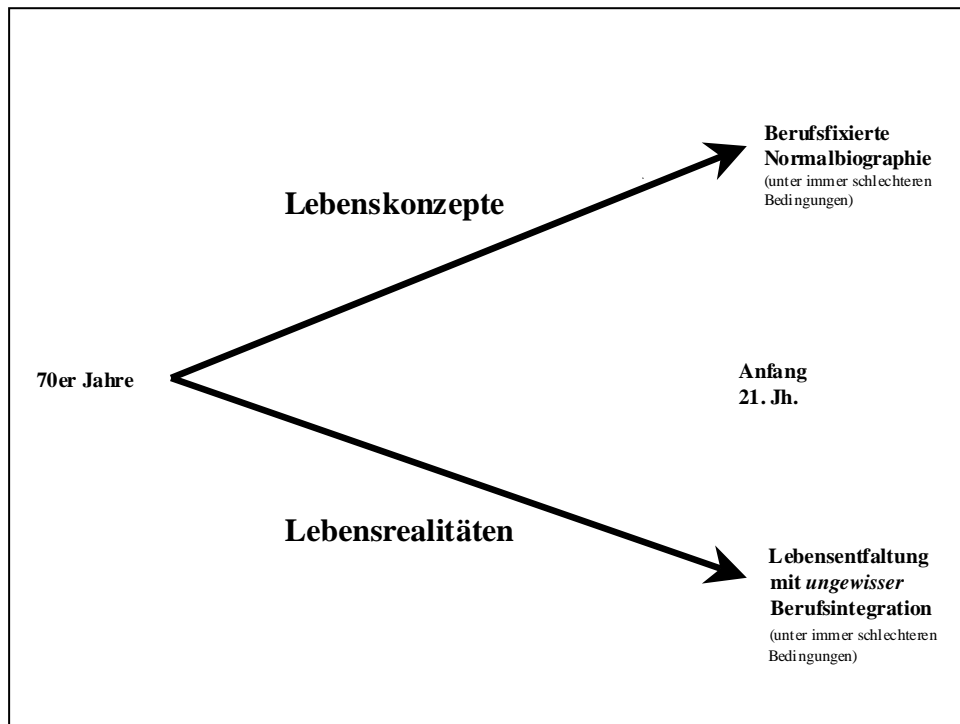
Nun aber zu meinem eigentlichen Thema. Mein Ziel ist, Ihnen Anregungen zu geben und Mut zu machen, nötige Veränderungen von Jugendarbeit anzugehen, ohne dabei sich und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu überfordern und, zweitens, ohne sich dabei vor den Karren andere zu spannen lassen. Dazu will ich zunächst kurz einen oft noch übersehenen Funktionswandel von Jugendarbeit beschreiben und im nächsten Schritt auf die wachsende Bedeutung von Lebensweltorientierung eingehen. Praktischer wird es dann im dritten Teil mit Grundlagen produktiver Kooperation und Vernetzung und im Schlussteil mit Handlungsorientierungen für die Arbeit mit anstößigen und mit ausgegrenzten Jugendlichen.

1. Zum Funktionswandel von Jugendarbeit

Leistungen der Jugendarbeit erfolgen traditionell neben Leistungen der Familie, der Schule, der beruflichen Bildung und neben anderen Leistungen der Jugendhilfe. Alles soll sich gegenseitig ergänzen. Dahinter stand und steht als Grundverständnis, dass sich das Aufwachsen junger Menschen typischerweise Schritt für Schritt, von Entwicklungsstufe zu Entwicklungsstufe vollziehe – wobei die daraus entstehenden Treppenwege zum Erwachsenensein freilich je nach sozialer Herkunft sehr verschieden aussehen. Und links und rechts von diesen klaren Wegen ins Leben steht ein aufgabenteilig versäultes System von Erziehungs-, Bildungs-, Förderungs- und Hilfe-Angeboten.

Solche Vorstellungen sind von der Realität längst überholt. Das hat viele Gründe. Der Wichtigste ist aber wohl, dass die Integration in die Arbeitswelt einerseits als *unverzichtbarer* Schlüssel zur Erwachsenenwelt gilt, der Mangel an solchen Schlüsseln aber immer größer wird. Mit einem anderen Bild hat Ulrich Beck, einer der bedeutendsten deutschen Soziologen unserer Zeit, diesen Wandel sehr schön plastisch so beschrieben:

"In nur geringfügiger Übertreibung und Zuspitzung kann man sagen, dass die von Arbeitslosigkeit betroffenen Teilbereiche des Bildungssystems heute mehr und mehr einem *Geisterbahnhof* gleichen, in dem die Züge nicht mehr nach Fahrplan verkehren. Dennoch läuft alles nach den alten Mustern ab. Wer verreisen will - und wer will schon zu Hause bleiben, wo das Zuhausebleiben Zukunftslosigkeit bedeutet -, muss sich in irgendwelche Warteschlangen zu den Schaltern einreihen, an denen Fahrscheine für Züge vergeben werden, die meist sowieso überfüllt sind oder nicht mehr mit der ausgezeichneten Zielrichtung abfahren. Als sei nichts gewesen, verteilen die Bildungsbeamten hinter den Fahrkartenschaltern mit großem bürokratischen Aufwand Fahrkarten ins Nirgendwohin und halten die sich vor ihnen bildende Menschenschlange mit der "Drohung" in Schach: *Ohne* Fahrkarten werdet *ihr* nie mit dem Zug fahren können!" Und das Schlimme ist, sie haben auch noch recht...!" (Beck 1986, S.238)



Das, was hier geschildert wird, nämlich ein zunehmendes Auseinanderklaffen von herrschenden *Lebenskonzepten* einerseits und tatsächlichen *Lebensrealitäten*, das trifft – und betrifft – natürlich nicht alle gleichermaßen. Zwar bleibt inzwischen kaum noch jemand von entsprechenden Zukunftsunsicherheiten unberührt. Aber marginalisierte Jugendliche trifft diese Entwicklung natürlich besonders. Und – das ist ein immer wieder übersehener Aspekt – für männliche marginalisierte Jugendliche heißt das zusätzlich, dann vielleicht auch nie als richtiger Mann anerkannt zu sein. Denn ein richtiger Mann ist in unserer Gesellschaft nur, wer etwas ist – nämlich beruflich ist – und wer davon zu gegebener Zeit auch eine Familie ernähren kann.

Wo standardisierte Wege zum Erwachsenwerden erodieren, wo andere Wege aber auch nicht in Sicht sind, da verliert auch all das an Sinnhaftigkeit, was auf solch vorgezeichneten Wege führen soll. Jugendarbeit hat es längst zumeist mit jungen Menschen zu tun, deren Alltag und Lebensweg allenfalls noch partiell im konventionellen Sinne strukturiert ist, weil ihnen nämlich einst selbstverständliche Grundlagen der Entwicklung und der Lebensentfaltung fehlen. Eine Jugendarbeit, die sich unter solchen Bedingungen auf ihren Freizeitbezug beschränkt und auf ihre Einrichtungen, die kann gerade solchen Jugendlichen immer weniger gerecht werden. Oder sie rutscht gar in die Rolle, Marginalisierung und Ausgrenzung lediglich zu verwalten und abzufedern.

Es liegt auf der Hand, dass Jugendarbeit sich in solchen Zeiten nicht mehr auf ihre traditionellen Aufgabenverständnisse und Zuständigkeiten zurückziehen sollte. Sie sollte sich zwar hüten, sich von anderen dafür einspannen und instrumentalisieren zu lassen, die Probleme anderer Institutionen aufzufangen oder einzudämmen. Aber sie sollte ihre Bemühungen um die Förderung der Entwicklung junger Menschen auf die veränderten Bedingungen des Aufwachsens einstellen, vor allem auch auf die entstrukturierten und entgrenzten Bereiche des Aufwachsens. Und das heißt vor allem, dass sich Jugendarbeit in Zeiten großer Ungewissheit, Unübersichtlichkeit und Unkalkulierbarkeit viel weitgehender als bislang

insgesamt – auch über den eigenen Horizont hinaus - in die Prozesse des Aufwachsens einmischen muss. Mehr Kooperation und Vernetzung sind dazu ein unerlässlicher Schritt, aber in der Praxis gleichzeitig oft auch sehr unzureichend. Den heutigen Anforderungen gerecht werden kann Jugendarbeit letztlich nur, wenn sie sich deutlicher als integrierter Teil von Kinder- und Jugendhilfe versteht und wenn sie offensiver jenen - seit dem 8. Jugendbericht der Bundesregierung viel propagierten - Anspruch der Lebensweltorientierung in Praxis umsetzt.

2. Lebensweltorientierung als Grundlage künftiger Jugendarbeit

Zunächst zur Lebensweltorientierung: Der Begriff Lebensweltorientierung ist seit Jahren einer der meist zitierten Leitbegriffe in der Jugendarbeit. In der Praxis allerdings ist er – abgesehen von dem relativ kleinen Bereich der aufsuchenden Jugendarbeit – immer noch relativ wenig angekommen. Dass sich das ändert, dazu möchte ich beitragen. Zunächst möchte ich aber zwei sehr gängige Missverständnisse von Lebensweltorientierung ausräumen:

1. Lebensweltorientierung ist etwas ganz anderes als Vernetzung mit anderen, die evtl. mit der gleichen Zielgruppe arbeiten. Das eine ersetzt nicht das andere. Denn bei Lebensweltorientierung stehen zwingend die jungen Menschen als *Subjekte* im Mittelpunkt. Dass das bei Vernetzungen dagegen längst nicht immer der Fall ist, das kennen Sie.
2. Lebensweltorientierung ist etwas ganz anderes als die meisten unter Sozialraumorientierung verstehen. Sozialräume werden nämlich meist von außen, typischerweise von Verwaltungen definiert, während Lebenswelten nur zu begreifen sind, wenn man die jeweiligen Kinder oder Jugendlichen als deren *Subjekte* sieht.

Das Konzept der Lebensweltorientierung in der Jugendarbeit reagiert vor allem auf zwei gesellschaftliche Entwicklungen:

1. Das Aufwachsen junger Menschen läuft – wie schon geschildert - heute längst nicht mehr in klaren und überschaubaren Bahnen und Strukturen ab, auf die sich Maßnahmen der Förderung und Unterstützung der Entwicklung junger Menschen ausrichten und beziehen könnten. Die Pluralisierung von Lebenslagen, die Individualisierung der Lebensführung und vor allem die Erosion tradierter berufszentrierter Normalbiographien haben zur Folge, dass man jungen Menschen nur dann wirklich gerecht werden kann, wenn man sie in ihren lebensweltlichen Zusammenhängen sieht, also dort, wo sie zu Hause sind, wo sie ihre Sozialen Netze bauen und wo sie sich im Alltag zu entfalten suchen. Denn je weniger sich Zugehörigkeit und Identität über das geregelte Durchschreiten von Statuspassagen und durch entsprechenden Statuswerb herstellen, umso wichtiger wird dafür die *konkrete* Qualität je eigener sozialer Netze und lebensweltlichen Zusammenhänge. Und das heißt, dass diese z.B. gerade für marginalisierte und ausgegrenzte Jugendliche wichtig sind. Wer junge Menschen also als Subjekte ihres Lebens verstehen und ernst nehmen will, der muss dazu gerade heute den Weg über die lebensweltlichen Kontexte gehen.
2. Seit einigen Jahrzehnten finden junge Menschen immer schwerer Platz und Raum für sozialräumliche Aneignungs- und Entfaltungsprozesse: und sie müssen dabei immer

öfter Konflikte mit ihrer Umwelt bestehen. Grund ist die gesellschaftliche Entwicklung zu einer immer mehr monofunktional organisierten Umwelt, die an jedem Ort nur noch eine einzige Nutzungsform erlaubt und alle anderen untersagt. Die Straße ist dann exklusiv für die Verkehr, die Einkaufszone exklusiv für den Einkauf vorgesehen, Privatgrundstücke exklusiv für die dort Wohnenden und ökologische Schutzzonen exklusiv für den Naturschutz. Jugendeinrichtungen und Spielplätze werden da zu Restzonen im Alltag, statt ihn zu bereichern. Hellmut Lessing hat diesen Prozess kurz vor seinem Tode vor 20 Jahren sehr schön plastisch mit der einstigen Vertreibung der Nomaden im Zuge der Privatisierung des Bodens verglichen. Platz zur Entfaltung wird fortan nur noch denen geboten, die dafür zahlen können.

Beide Aspekte verlangen, Abschied zu nehmen von jenem immer noch vorherrschenden Verständnis von Jugendarbeit, Jugendarbeit sei gleichzusetzen mit unmittelbarer pädagogischer Arbeit mit jungen Menschen, die in der Freizeit stattfindet und in darauf spezialisierten Einrichtungen. Lebensweltorientierte Ansätze beinhalten vielmehr notwendig auch

- aufsuchende Anteile in der Arbeit,
- Einmischungen in die Lebenswelten junger Menschen mit ihren Bedingungen des Aufwachsens und
- Unterstützung zur (Wieder-)aneignung von Umwelt (Lessing 1986) und zur eigenen (jugend-)kulturellen Entfaltung.

Lebensweltorientierte Jugendarbeit kann sich deshalb auch nicht mehr, wie traditionelle Jugendarbeit, auf die *Ergänzung* der Leistungen anderer Institutionen – von den Schulen bis zu Polizei - beschränken. Sie interessiert sich vielmehr unmittelbarer und weitreichender für die Förderung der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen *insgesamt*, nicht nur für das, was sie selbst mit ihren pädagogischen Arbeitsanteilen leistet.

Die vorhin beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen verlangen heute jungen Menschen die Entfaltung gelingender (und befriedigender) Lebensbewältigung *unter Bedingungen der Ungewissheit* ab. Vor allem Lothar Böhnisch ist die Entfaltung dieser heute so zentralen Kategorie der Lebensbewältigung zu verdanken. Wolfgang Schroer wird darauf morgen näher eingehen. Deshalb kann ich mir das hier ersparen. Allerdings möchte ich doch auf eine Bemerkung nicht verzichten:

Mit der Zeit ist mir immer deutlicher geworden, dass der Begriff der Lebensbewältigung eigentlich viel zu kurz greift, gerade, wenn wir junge Menschen wirklich als Subjekte ihres Lebens ernst nehmen wollen. Denn dieser Begriff bleibt jener soziologischen und pädagogischen Tradition verhaftet, sich nicht ausdrücklich für die Entfaltung der Menschen *insgesamt* zu interessieren, sondern eigentlich nur für deren *Probleme*. Sie kennen dieses scheinbar selbstverständliche Muster alle. Menschen sind aber mehr als die Summe ihrer Probleme – auch wenn man in der Sozialen Arbeit oft so handelt. Ich möchte deshalb grundsätzlicher von *Lebensentfaltung* sprechen, vielleicht noch ergänzt um den Begriff *Lebensgestaltung*. Lebensbewältigung ist dann eine zentrale Basis der Lebensentfaltung – aber nicht mit ihr identisch. Und dieses weitergehende Verständnis finden wir auch an einigen Stellen im KJHG, angefangen vom §1, in dem von der „Förderung der Entwicklung“ die Rede ist, nicht von der Bewältigung von Problemlagen.

Solch ein Verständnis von lebensweltorientierter Arbeit ist auch der beste Schutz vor der permanenten Gefahr, letztlich als Jugendarbeit praktisch eine Domestizierung und Verwaltung gesellschaftlich Ausgegrenzter zu betreiben, oder die Verdrängung marginalisierte Gruppierungen aus öffentlichen Territorien und Räumen lediglich zu kompensieren. Viele

migrantendominierte Jugendeinrichtungen erwecken z.B. heute solch einen Eindruck, als ob sie vor allem Ausgrenzung verwalten und abfedern.

3. Grundlagen produktiver Kooperation und Vernetzung

Nun im nächsten Schritt zu entscheidenden Grundlagen und Voraussetzungen produktiver Kooperation und Vernetzung. Grundlegend gilt:

1. Keine Kooperation ohne *wechselseitige* Kommunikation auf Augenhöhe
2. Keine Kooperation ohne *gegenseitige* Achtung und Wertschätzung.
3. Sich nicht für die Aufgaben anderer (schon gar nicht in deren Handlungslogik) *instrumentalisieren* lassen.

Aber auch eine Reihe anderer Voraussetzungen gelingender Kooperation fehlen häufig in der Jugendarbeit - oder werden zu wenig wichtig genommen. Sechs möchte ich nennen:

1. Kooperationen und Vernetzungen sollen *wechselseitig* Effektivität fördern, nicht nur für eine Seite.
2. Kooperationen und Vernetzungen gelingen nur mit in der Sache *engagierten* Menschen. Besser ist es, auf die Beteiligung einzelner zu verzichten, als sich lähmen oder sich zu Minimalkonsensen drängen zu lassen.
3. Jugendarbeit verfügt über wichtiges Expertenwissen. Vor allem kennt sie die Lebenswelten junger Menschen meist viel komplexer als andere. Will sie dieses Wissen nicht selbst entwerten, dann muss Sie Bedarfe danach anregen, statt solch Wissen aufdrängen zu wollen, indem sie um Verständnis wirbt u.ä..
4. Es ist nicht entscheidend, wo die Not am größten ist, sondern, wo zu knappe Ressourcen am effektivsten eingesetzt werden können. Und das sind so gut wie nie unvorbereitete Feuerwehrationen. Das u.a. unterscheidet Jugendarbeit von Rettungsaktionen oder Polizeiiinterventionen.
5. Alle diejenigen, die keinen direkten Anspruch nach dem KJHG haben, sollten prinzipiell keine Leistungen erhalten – und schon gar keine Leistungen zum Nulltarif. Denn dafür wird die Jugendhilfe nicht bezahlt.
6. Jugendarbeit sollte sich nie in die Pflicht nehmen lassen, Konflikte zu *lösen* (außer ihre eigenen natürlich). Was sie dagegen immer häufiger leisten sollte, das ist *gemeinwesenorientierte Konfliktmediation* dort, wo es Konflikte um die Entfaltung junger Menschen gibt.

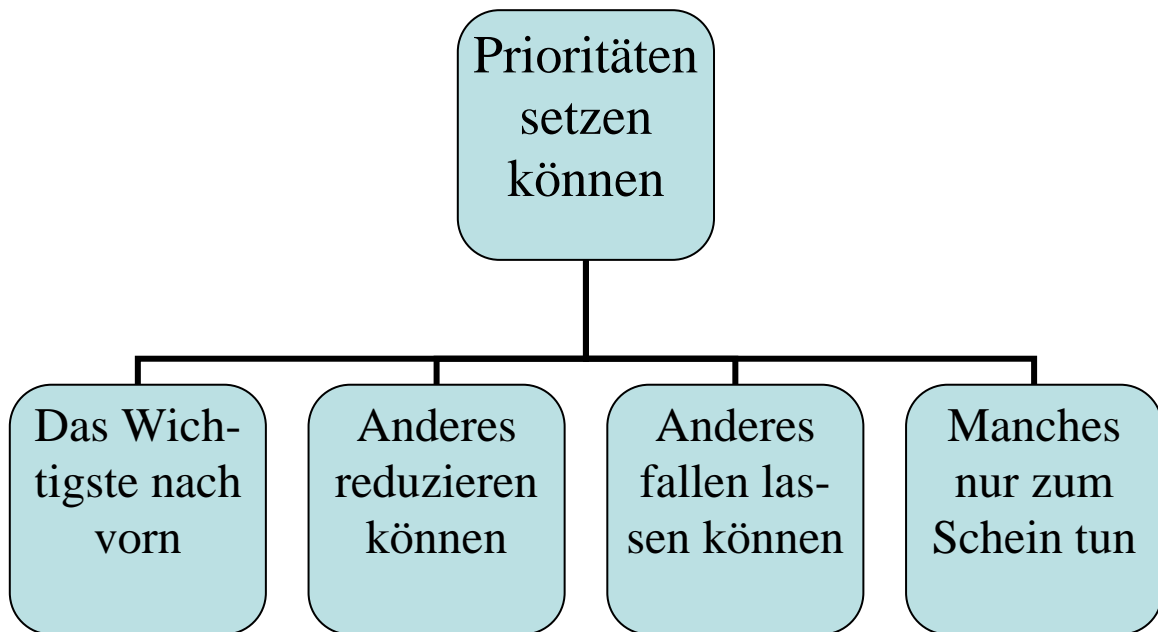
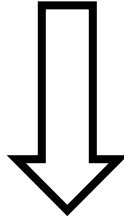
Das häufigste Konfliktfeld im Spektrum von Kooperation und Vernetzung ist wohl seit Jahren die Präventionsarbeit. Denn immer wieder geht es letztlich darum, die Mitte der Gesellschaft vor den Folgen einer Entwicklung zu schützen, die jungen Menschen immer weniger gangbare und kalkulierbare Wege in Zukunft bietet. Das kann aber nicht Aufgabe einer Jugendhilfe sein, die sich der Förderung der Entwicklung junger Menschen verpflichtet fühlt – und die sich davon auch nicht abbringen lässt, wenn Zukunftsaussichten ungewisser und Lebenswege unsicherer werden. Wer dagegen der Lebensqualität „Sicherheit“

alles andere unterordnen will, der will letztlich nur die gesellschaftliche Teilhabe (und auch die Sicherheit) derer, die schon daran teilhaben.

Gerade heute in Zeiten immer knapperer Ressourcen hat Jugendarbeit im Sinne des Auftrags des KJHGs nur dann eine Chance, wenn Sie imstande ist, ihrem *eigenen* Auftrag gemäß ressourcenangemessene Prioritäten setzen zu können. Das ist geradezu eine Schlüsselqualifikation geworden. Schwerer noch als die Abwehr von Ansprüchen von außen ist oft der Schutz vor eigener Überforderung. Gerade in der Jugendarbeit, die strukturell ja schon immer unterausgestattet war, lassen sich nicht alle wichtigen Aufgaben gleichzeitig erledigen. Und deshalb verlangt professionelles Prioritätensetzen gerade hier die Fähigkeit, auch mal etwas Gewohntes zurückfahren zu können, ganz fallen zu lassen oder künftig nur noch zum Schein zu tun – damit Kraft da ist für neue Aufgaben. Die meisten Prioritätensetzungen scheitern aber genau daran, dass der Mut zu solchen Konsequenzen fehlt, egal, ob solche Konsequenzen unter der Hand gezogen oder auch offensiv nach außen vertreten werden. Prioritäten ändern, das heißt, auch unter Bedingungen gesteigener Anforderungen nicht noch mehr arbeiten, sondern *anders* arbeiten. Darin erweist sich der Profi!

Schlüsselqualifikation

in Zeiten verknappender Ressourcen)



Prioritäten ändern, das heißt gerade nicht:
noch mehr arbeiten, sondern anders arbeiten !

Zu den Prioritätensetzungen gehört natürlich, auch in Zeiten knapper Ressourcen unterschiedliche Profile in der Jugendarbeit zu entwickeln (und teils sehr spezifische), statt sich auf mögliche *Einheitsstandards prekärer Mindestversorgung* herunterstutzen zu lassen. Nur die Kriterien für die jeweiligen Entscheidungen müssen dann durchsichtig und diskutierbar sein! Einige heute ganz Wichtige, die oft zu kurz kommen, will ich hier kurz benennen:

- Mit welchem der in Frage kommenden Profile lassen sich welche *zusätzlichen* materiellen, räumlichen oder auch personalen Ressourcen einwerben, vor allem auch jenseits öffentlicher Mittel?
- Bei welchem Profil ist was an kooperativer Unterstützung und Kooperation *auf Augenhöhe* zu erwarten?

- Welches fachlich begründete Profil hat vielleicht mit zu *hohen* Hindernissen oder Widerständen zu rechnen (z.B., weil allzu mächtige Kräfte darauf bestehen, dass es nur *gegen* bestimmte Jugendliche gehen soll)?
- Leistungen sollten erst dann erbracht werden, wenn auch die Gegenleistungen definitiv geregelt sind. Denn wer für Ad-hoc-Leistungen keine Ad-Hoc-Verpflichtungen eingehen will, der fordert von Jugendarbeit eine Prioritätensetzung ein, die er selber für sich nicht akzeptiert. Und wenn man sich auf so etwas einlässt, dann muss es geradezu Konflikte geben, gerade in Zeiten der absoluten Herrschaft von angeblichen Haushaltszwängen.

Als absolute Scheinlösungen sehe ich dagegen all jene Debatten an, die den eigenen Aufgabenbereich lediglich abzuschotten suchen vor wachsenden Bedarfen. Deutlichstes Beispiel dafür ist wohl der seit langem laufende Versuch in Teilen der Jugendarbeit, anstößige Jugendliche an die Jugendsozialarbeit zu verweisen. Ehrenamtlich arbeitende Personen und Organisationen haben das legitime Recht, mit denen zu arbeiten, mit denen sie *wollen* – auch in Zeiten knapper Ressourcen! Denn auch die legitimieren nicht, von ihnen selbstloses Engagement zu fordern. Soweit aber die eigene Arbeit bezahlt wird, steht Jugendarbeit auch in gesellschaftlicher Verantwortung für die Förderung der Entwicklung junger Menschen. Und unerlässliche Prioritätensetzungen müssen dann von *dieser* Aufgabenstellung her getroffen und legitimiert werden. Das Einbunkern in den tradierten Arbeitsteilungen eines versäulten Jugendhilfesystems wirkt dagegen immer anachronistischer in einer Zeit, in der junge Menschen längst in einer entstrukturierten Jugendphase hochgradig entstandardisierte Lebenswege suchen und entfalten müssen. – In Mode sind solche Argumentationsmuster trotzdem sehr. Ich habe oft sogar den Eindruck, dass in der Sozialen Arbeit insgesamt eine neue – allerdings geheime - Schlüsselqualifikation herangewachsen ist, nämlich die Schlüsselqualifikation, Zuständigkeiten erfolgreich weg zu schieben.

4. Handlungsorientierungen für die Jugendarbeit mit anstößigen und ausgegrenzten Jugendlichen

Nun komme ich in meinem letzten Teil zu entsprechenden Handlungsorientierungen für die Praxis:

Etliche von Ihnen wissen sicherlich, dass ich ab Ende der 80er Jahre Ansätze zur Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen entwickelt habe. Seinerzeit haben wir als Grundprämisse immer wieder herausgehoben: Für die Jugendarbeit mit extrem anstößigen Jugendlichen wie diese braucht man eigentlich gar keine speziellen Konzepte. Was erforderlich ist, das ist eigentlich erst einmal nur, die allgemein anerkannten Grundprinzipien Sozialer Arbeit eher 150%ig als 100%ig ernst zu nehmen – und damit genau das Gegenteil von dem zu tun, was von empörter Öffentlichkeit immer wieder gefordert wird. Denn:

1. muss man sich für Angebote Sozialer Arbeit nicht als *würdig*, sondern als *bedürftig* erweisen! Und
2. Je anstößiger Jugendliche auftreten, um so weniger lassen sie sich mit schlechter Sozialer Arbeit überhaupt erreichen.

Diese Auffassung stützt sich direkt auf das KJHG. Dort heißt es nämlich im §1 wörtlich:

„Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gesellschaftsfähigen Persönlichkeit.“

Und „Jeder“ heißt:

- auch jeder junge Straftäter
- auch jeder junge Rechtsextremist

Denn dieses Recht auf Leistungen der Jugendhilfe

- kann man erstens laut Gesetz nicht verwirken
- Und hört zweitens auch nicht da auf, wo gleichzeitig andere gesellschaftliche Interventionen stattfinden (sei es z.B. durch Polizei und Justiz – oder durch Therapie).

Auch für diese jungen Menschen gilt jenes immer wieder zitierte Grundprinzip der Sozialen Arbeit: Man muss die Klienten dort abholen, wo sie stehen - allerdings nicht, um sich dort behütend mit ihnen einzurichten, sondern natürlich, damit sie irgendwann woanders ankommen.

Entscheidendes pädagogische Handlungsprinzip ist dabei:

Ansetzen an den Problemen, die die Jugendlichen *haben*,
nicht an den Problemen, die die Jugendlichen *machen*,
damit diese Jugendlichen

1. andere Problembewältigungs- und Entfaltungsstrategien entwickeln, die *gleichzeitig* sowohl sozial verträglicher wie auch für sie selbst effektiver sind,
2. irgendwann auch Interesse daran zeigen, welche Probleme andere mit *ihnen* haben.

Prämisse ist dabei:

Menschen ändern sich meist nur dann, wenn es *subjektiv* für sie Sinn macht, das heißt: wenn sie *selbst* sich was davon versprechen.

Grundlegende Handlungsmuster für den Umgang mit jenen Jugendlichen müssen dann insbesondere sein:

- sich für die Jugendlichen zu interessieren, sie ernst zu nehmen, ihnen zuhören zu wollen und ihnen mit prinzipieller Wertschätzung zu begegnen,
- sich für die *subjektive* Sinnhaftigkeit ihres Verhaltens und ihrer Einstellungen zu interessieren, nicht zuletzt, um sich da auch einmischen zu können,
- sie auf Augenhöhe andere Personen, andere Auffassungen, Einschätzungen und Werthaltungen und Auseinandersetzungen erleben lassen,
- sich einmischen in deren eigenen Versuche und Bemühungen, biographische Vorstellungen zu realisieren und gesellschaftlich Integration zu erlangen,
- sich einzumischen in deren Bemühungen, eine anerkannte und respektierte Geschlechtsidentität zu entwickeln, vor allem bei angehenden jungen Männern mit besonders prekären Chancen beruflicher Integration, (über die sich typischerweise Männer definieren und definiert werden),
- Perspektivenwechsel mit ihnen einzuüben – aber ausdrücklich ohne gleichzeitige Entwertung oder Diskreditierung *eigener* Interessen.

Insgesamt muss dieser personale Umgang, diese Beziehungsarbeit aber eingebunden sein in folgende Handlungsebenen:

Den Bedarf an sozialen Räumen ernst nehmen

Heute stören Jugendliche oft schon, wenn sie sich irgendwo *aufhalten*, nicht erst, wenn sie etwas *anstellen*. Soziale (Entwicklungs- und Lern-)Prozesse brauchen aber Raum – bei allen Jugendlichen, und nicht nur Restzonen.

Sich - in Form von Beziehungsarbeit - für die Jugendlichen interessieren

Heute wenden sich Erwachsene immer öfter nur noch dann an junge Menschen, wenn sie ihnen etwas vorwerfen, ihnen etwas abverlangen oder wenn sie ihnen etwas beibringen wollen. Sich für den anderen zu interessieren, ihn ernst nehmen, auch Zuhören können, das ist aber etwas ganz anderes.

Bestehende Cliques als selbst geschaffene soziale Zusammenhänge ernst nehmen

Cliques sind der praktische Versuch Jugendlicher, sich in einer Welt, in der sie sich allzu oft vereinzelt, unbeachtet und ohnmächtig fühlen, mit anderen zusammen zu tun, um daran etwas zu ändern - selbst wenn uns die dazu gewählten Wege manchmal nicht gefallen oder gar erschüttern mögen. Statt Cliquesbekämpfung ist also eine kritische Cliquesorientierung und Cliquesbegleitung gefordert – in und außerhalb von Jugendeinrichtungen.

Sich in die Lebenswelten Jugendlicher einmischen

Einmischen in die Probleme, die Jugendliche *haben*, das heißt, sich einmischen in die Probleme in und mit deren Lebenswelten. Letztlich geht das nur, wenn man pädagogische und gesellschaftspolitische Einmischungen miteinander verbindet. Primäres Ziel ist natürlich, die Ansprüche Jugendlicher auf gesellschaftliche Teilhabe zu unterstützen und *dabei* problematische Einmischungen anstößiger Jugendlicher in ihre Umwelt abzubauen. In der Praxis verlangt das meist das Gegenteil von den gängigen Forderungen: Erst müssen die Probleme weg, die diese Jugendlichen uns machen! Und dann sehen wir weiter – ob sich (vielleicht, vielleicht) auch für diese Jugendlichen etwas tun lässt!

Die von mir hier geforderte *Gleichzeitigkeit* ist gerade für die Arbeit mit denjenigen jungen Menschen ungeheuer wichtig, die sich gesellschaftlich ausgegrenzt fühlen. Das wird in den nächsten Jahren eine der ganz großen Herausforderungen für die Jugendhilfe, nicht nur für die Jugendarbeit, werden. Und das ist mindestens so sehr eine gesellschaftspolitische Aufgabe wie eine pädagogische Aufgabe. Wer diese Aufgabe allein den Pädagogen überlässt, der oder die riskiert irgendwann französische Vorstadt-Verhältnisse Und wer sie den Sicherheitskräften überlässt, der riskiert irgendwann us-amerikanische Verhältnisse - mit ihren fast obligatorischen Knast- oder Kriegskarrieren für schwarze Männer aus den Gettos. Das sind genau die Muster, die aus problematischen Lebenslagen problematische Jugendliche machen. Und all die Präventions- und Interventionsdiskussionen der vergangenen Jahre haben wahrscheinlich dafür gesorgt, dass auch wir davon wahrscheinlich längst einiges unbewusst in uns aufgenommen haben. Ich erinnere an den Flyer zu dieser Veranstaltung.